



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Detlev von Liliencrons Gedichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bücher findet, sich dem König von Preußen zum Trotz eine deutsche Bibliothek anlegen. Auch hierin fand sie Verständnis bei Grimm; wie sehr er auch zum Franzosen geworden war, der deutschen Schriftstellerei brachte er immer noch Teilnahme entgegen: in seiner Bibliothek hatte er Werke von J. J. Moser, von Gellert, von Wolf, von Gekner, Zachariä, Winkelmann, Lessing und Wieland; sein Freund und Biograph Heinrich Meister, der die Fortsetzung der Correspondance littéraire übernahm, versichert auch, daß die ersten Schöpfungen Herders, Goethes und Schillers lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hätten. In demselben Jahre, wo Katharina auf ihrem Landsitz zu Zarstoje Selo den Sebaldus Nothanker „unter Thränen der Heiterkeit und der Nührung“ las, trat er in einem Brief an Friedrich den Großen für die mächtig emporstrebende deutsche Litteratur als Anwalt auf.*) Auch hier also, auf dem schöngeistigen Gebiete haben beide, Katharina und Grimm, sich einmütig von den Fesseln des französischen Geistes, der jenes Zeitalter beherrschte, zu lösen versucht und ebenso wie in der Politik Ideen ausgesprochen, die außerhalb des Kreises der französischen Aufklärung lagen.

Wien

Eugen Guglia



Detlev von Liliencrons Gedichte



aß in Kunstfragen die allgemeine Theorie fast gar nichts, die einzelne That aber alles entscheidet, haben wir beim Lesen der Gedichte von Detlev Freiherrn von Liliencron (Leipzig, Friedrich) wieder einmal recht deutlich empfinden müssen. Sofern er sich kunsttheoretisch mitteilt, wären wir mit ihm ganz einverstanden: er preist Goethe, er liebt H. v. Kleist, Mörike, Storm, Gottfried Keller, C. F. Meyer und weiß Worte der Verehrung für diese Dichter zu finden, die zugleich bezeugen, daß er sie in ihrer Individualität erfaßt hat, wie z. B. die Verse an Conrad Ferdinand Meyer:

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.

Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf —
Bin ich bei dir.

*) Abgedruckt in der Correspondance littéraire, ed. Tourneux, 16. Band.

An die Naturalisten sind die Verse gerichtet:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Kräuter aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Bei dem Unglück dieser Bildlichkeit (die Künstlerhand ein Kraut!) wollen wir uns hier nicht weiter aufhalten, wo es uns nur um die Grundsätze Liliencrons zu thun ist. Auch mit den nicht ausgesprochenen, sondern in seiner Praxis erkennbaren künstlerischen Ansichten und Absichten können wir uns grundsätzlich einverstanden erklären. Es ist ein echtes Künstlertum, wenn er den Mut seiner Persönlichkeit rückhaltslos offenbart und in der wahrhaftigen Mitteilung seiner Individualität, wie sie sich nun einmal im Strome der Welt und unter bestimmten sozialen und historischen Bedingungen gestaltet hat, sich keinen Zwang auferlegt. Der Lyriker kann gar nicht subjektiv genug sein. Und der Charakter, den Liliencron naiv und doch künstlerisch bewußt in seinen Gedichten zur Anschauung bringt, ist so typisch modern, wie nur möglich: es ist der norddeutsche Edelmann und Reserveoffizier unsrer Tage. Ein Mensch, der zugleich dem Frieden und dem Kriege dient, mit fast sensitiver Empfänglichkeit für die Geister des stillen Natur- und Lebensgenusses und gleichzeitig von starkem Temperament, von leidenschaftlichen Instinkten, vornehm in der äußern Form des Auftretens und heftig, zuweilen geradezu brutal in Liebe und Haß. Er ist Gutsbesitzer, seine ganze Thätigkeit ist dem Landbau gewidmet, er liebt mit tiefer Kraft die Scholle, auf der seine Väter schon geseffen haben. Aber wenn er vom Zaun seines Gartens aus eine Schwadron Husaren über die in reifen Ähren stehenden Felder dahinjagen sieht, so zürnt er nicht ob dieser Vernichtung einer großen Hoffnung, einer schweren Arbeit, sondern er fügt sich still: es muß so sein. Er fühlt sich ununterbrochen als Soldat mitten im Frieden. Die Erinnerungen an den großen Krieg, den er mitgemacht hat, sind ihm die liebsten, die stolzesten. Der ferne Ton der Militärmusik berauscht ihn. Seine Phantasie ist reich beladen mit Bildern und Gleichnissen aus dem Soldatenleben. Den Tod für das Vaterland feiert er als den schönsten. Mit hinreißenden Worten feiert er seinen jugendlichen Soldatenkaiser. Frei will er ein Cincinnatus auf seinem Erbgute bleiben; bei allem Mitgefühl mit der Armut ist er von nichts mehr entfernt als vom Sozialismus, aber der Degen hängt über seinem Bette, und der erste Ruf findet ihn in Uniform bei seinem Regiment. Diese Existenz des Soldaten und Gutsbesitzers veranschaulicht mit klarer künstlerischer Absicht die Lyrik Liliencrons. Andre Dichter, die kein praktischer Thätigkeit gewidmetes Dasein führen, sondern etwa gar ausschließlich von der Feder leben, bemitleidet Liliencron mit mehr oder weniger Ironie. Er ist sich seines für die echte Poesie

vorteilhaftern Daseins vollauf bewußt, und das ist auch ein tiefer künstlerischer Zug. Von seiner gesicherten Stellung aus fühlt er sich stark genug, mit bitterm Sarkasmus die poesiefreundliche Gegenwart zu verhöhnen. In dem Widmungsgebichte spottet er über sich selbst, indem er dem Freunde die Worte in den Mund legt:

Es ist denn doch wirklich nachgerade zu arg,
Der Deutsche verselt selbst im Sarg;
Ich bestimme, schmiert er fürder Gedichte,
Wir stellen ihn gleich vor die Schwurgerichte.

Nichts haßt Liliencron so sehr als dieses Publikum. Vor der Gefahr, mitten im einsamen Landleben als Gutsherr in Philisterei zu geraten, warnt er sich selbst. Er macht, wenn es not thut, einen Sprung nach Hamburg, um sich aufzufrischen. Aber dem poesielosen Philister wirft er eine Invektive nach der andern an den Kopf. In Deutschland muß der Dichter verhungern (wiederholt er in vielen Gedichten), wenn er sich nicht der Handwerksarbeit für die lauwarmen Familienjournale ergeben will. Alle Stände vom Minister bis zum Schornsteinfeger werden geachtet, der Dichter nicht. Um den „Philister“ zu ärgern, thut Liliencron alles mögliche. Er nimmt gar keinen Anstand, zu gestehen, daß er viel und nicht platonisch geliebt habe. Aus seinen flotten Leutnantsjahren giebt er Geschichten zum besten. Er hat viele Zeit beim Sekt und Spiel und bei schönen Mädchen verhandelt. Jetzt freut es ihn nicht mehr, aber nur darum, nicht aus moralischen Gründen, hat er sich auf sein Gut zurückgezogen. Diesen Philisterhaß lobt er am meisten an Goethe, den die deutschen Pastorstöchter verschrien haben, weil er in den Römischen Elegien ehrlich war. Bis zum Cynismus geht Liliencron in seiner absichtsvollen Aufrichtigkeit, er ist wahrhaft um jeden Preis.

Wie man sich zu einzelnen Eigenheiten dieser Persönlichkeit stellen mag, ob man sie als eine lobens- oder als eine tadelnswerte Bildungsform bezeichnen mag, das ist Privatsache. Aber grundsätzlich muß zugestanden werden, daß diese mit aller Unmittelbarkeit sich darstellende Persönlichkeit echt lyrisch ist. Und ferner: soll die Lyrik nicht immerfort die alten ausgefahrenen Geleise verfolgen, soll die Gegenwart auch in der Kunst der Lyrik ihre Spiegelung und Krystallisation erleben, so kann es nur auf dem Wege geschehen, den Liliencron betritt. Denn daß er ein Typus seiner Zeit und einer sehr großen Zahl von Charakteren ist, die die Führung haben, leidet keinen Zweifel.

Aber auch im engern künstlerischen Sinne ist Liliencron bestrebt, für seinen eigentümlichen Lebensgehalt, für seine ursprüngliche Art zu fühlen eine persönliche Form zu finden. Die Sprache, als das künstlerische Ausdrucksmittel seiner Gefühle, soll ein neues Gepräge bei ihm finden. Aber wieviel Anerkennung wir ihm auch für sein Streben in diesem engsten Gebiete seiner Kunst zu zollen bereit sind, so können wir doch unsre Bedenken nicht zurückhalten.

Es ist lobenswert, neue Bahnen zu betreten, aber es müssen solche sein, die uns nicht auf Schritt und Tritt stolpern machen. Eine neue Sprache darf uns nicht als eine Summe von Sprachfehlern anmuten, sonst werden wir sie nie zu der unsrigen machen können. Der sprachschöpferische Trieb darf nicht unsern schlichtesten Ansprüchen auf Sprachschönheit ins Gesicht schlagen; der Dichter, der dieses natürlichste aller Gesetze willkürlich übertritt, steht sich selbst im Wege. Wenn Liliencron seiner Sprache zuweilen eine plattdeutsche Färbung giebt, so wollen wir ihm keinen Vorwurf daraus machen. Haben die Schwaben ein Recht gehabt, aus dem süddeutschen Volkslied und aus ihrer Mundart Worte herüberzunehmen, so soll es auch dem niederdeutschen Lyriker (nach Storms Vorgange) nicht verwehrt sein, in seinem Schriftdeutsch seine Mundart durchtönen zu lassen. Auch die Neigung Liliencrons, Wörter aus dem Säger-, Soldaten- oder Landleben herüberzunehmen, darf grundsätzlich nicht getadelt werden. So sagt er bei der Schilderung einer Hasenjagd: „Wir preschen vor auf jenen Hügeln dort,“ oder „Der Hase flüzt, der Windhund hinterher,“ oder im Anfange des Gedichtes „Zwei Meilen Trab“:

Es fät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jaukt, es wippt mein Bart
Im immer gleichen Trabe.

Aber Liliencron sucht nach neuen Wörtern. An Stelle des einfachen „sehen“ setzt er gern und nicht bloß, wenn er von Tieren spricht, „äugen.“ Er schreibt: „Die Heide ödet so leer und dumpf, wie das Herz, das ein Freund betrog.“ Oder: „Guck (ich) einem Käfer zu, in dessen Flügel sich hundert Schillerfarben eingefunkelt.“ Oder: „Ich spannte sehen die Finger um die Schläfe und schielte glückentsetzt auf ihre Wangen.“ Er ist im stechenden Sonnenschein in endloser Ebne allein; da sagt er:

Ein Blutbecken hitzte den heißen Sand,
Unsichtbar umbrennt meinen Fuß ein Brand,
Blendend flackte das grelle Licht,
Das sich in flimmernder Spalte bricht:
Raum kann ich die Augen offen halten
Durch die gekniffenen Wimpernspalten.

Die sinnlich schöne Anschaulichkeit wird hier durch die gesuchten Worte verdorben. In dem Gedicht „Hunger“ heißt es:

Ein träges Wölkchen, das sich Sterne harrt,
Betupft das Glühlicht auf dem Rathausmarkt.

Und weiter:

„Das läßt tief blicken,“ wie das Sprüchlein spinnt,
Wenn ein Verleger solche Scherze finnt.

Auch die Reimnot giebt kein Recht zu so gesuchten Ausdrücken. Das Roß nennt er einmal „Pflasterblitzer,“ Deutschland mit Vorliebe das „skatdurchtobte“

oder ähnlich, die Schlacht ein „Vorwärtsfest,“ den Schuh „Stiefelfitz,“ was geradezu sinnlos ist, das Schwert einen „Würgestahl.“ Ebenso sucht er nach starken Ausdrücken, wo der gewöhnliche besser wäre: „Nie schenkte dir das Glück verletzten Tage.“ In dem Gedichte „Lieder aus dem Turm“:

In die Einsamkeit meiner Gedanken geschleucht,
Verblut ich nach innen, die Brust verkeucht.

In dem Gedichte: „Unter Goldregen und Syringen,“ das als naturalistisches Seitenstück zu Goethes „Wanderer“ anmutet, heißt es:

Schon wie bestellt,
Bringt eine junge Schaffnerin
Mir zuschreitend im Schwebetritt
Den erlebten Trunk.

In dem Gedicht: „Entsagung“: „Schon wuchtet meine Stirn am Rand des Tisches.“ Wie schwer muß so ein Kopf sein!

Auch an ausgeführten geschmacklosen Gleichnissen fehlt es nicht, z. B. in dem angeführten Gedicht „Hunger“ bei Erwähnung der Hamburger Börse:

Als Zwanzigmarkstück schlägt hier selbst dem Spaz
Das Herzchen, zirpt er auf dem Gnadenort. . . .
Euch ist der Hunger leichtverzäumte Szene,
Und lachend beißen fort sie eure Zähne.

In dem Gedicht: „Einsamkeit und Manneskampf,“ das den Gedanken: ergieb dich nicht der Einsamkeit! poetisch darstellt, heißt es überaus geschmacklos:

Dein Diener endlich macht auf weichsten Schuh
Die Grabesstille für dich wasserdicht.

Ebenso geschmacklos ist es, wenn Liliencron von seiner hochadlichen Begleiterin auf der Hasenjagd sagt:

So stolz, so hochmütig aller Welt
Bog sie die feine Hakennase kraus.

Nur schwülstig kann man das Gleichnis nennen:

Bei kühnem Angriff auf den Grund gerannt,
Versucht umsonst das Schiff sich zu befreien.
Vom Ufer eine Eisenbrücke spannt
Des Feindes zahlloser Geschößverein.

Geschmacklos ist es, zu sagen:

Gewiß, ich bin kein Freundschaftsmäher,
Die Erde schleppt so manche Pein,
Und bin, bei Gott, kein Pharisäer,
Ich bin der Luft kein Stachelschwein.

Verfehlt ist das Bild:

Der Oberst vorne goldbeligt,
Beschmutzt der Kragen, blutbespritzt,
Er will den Sieg erklettern.
Schon hat die Kugel ihn gerigt,
Der Degen blinkt, der Degen blüht,
Der Huf gräbt Schädelkletterern.

In dem Gedicht „Schön Wetter“ sagt das Bild genau das Gegenteil von dem, was der Dichter damit symbolisch andeuten will:

Luftig Liebesabenteurer,
Wir alleine nur am Steuer,
Weite Wassereinsamkeit.
Letztes Ufer im Verblaffen,
Hoch am Mast der Pinassen
Wimpelt die Verschwiegenheit.

Man sollte doch meinen, so ein Fährchen auf der Pinasse sei eher weithinleuchtende Verräterei als Verschwiegenheit.

Die Naturalisten warnen Liliencron vor Roheit, aber er selbst hat sich nicht vor dem Vorwurf, roh zu sein, gehütet. Oder sind wir auch „Philister,“ wenn wir folgendes Bild beanstanden:

Du wehrtest dich kaum, wenn gewaltsam und rauh,
Wie die Nymphe der Faun, an mein Herz ich dich preßte,
Und ich dir kuschelte: Schöne Frau,
Heut bleib ich in deinem Neste.

Und das soll im glänzenden Ballsaal geschehen sein! In dem Gedicht „In einem Frühlingsgarten“ steht der Dichter im Dufte des Frühlings und beobachtet die kleine Gärtnerin bei der Arbeit:

Und heimlich flattert her ein Gruß,
Sie gräbt die Schollen auf.
Ihr derber Strumpf, ihr kleiner Fuß
Bringt schnell mein Blut in Lauf.

Das ist nur lüstern und nicht von der „feinsten Künstlerhand“ gezeichnet, die Liliencron selbst fordert. Er ist überhaupt weit mehr Naturalist, als er selbst zugestehen möchte; denn er liebt starke Gegensätze, sucht nach Kraftausdrücken, schildert oft Dinge, bloß weil sie ihm am Wege liegen, nicht weil sie zur Idee des Gedichtes gehören; er bleibt allerdings in der poetischen Sphäre, weil er sich nicht aufs hohe Ross der Moral schwingt, weder Pessimismus noch Sozialismus predigt, überhaupt keine Tendenz macht, sondern bloß den Lebensgehalt seiner Persönlichkeit in kräftiger Anschauung darstellen will. Dies nebenbei, denn wir sind mit Liliencrons Sprachsünden noch nicht fertig.

Wir gestatten dem Dyrker Kühnheit, Sprunghaftigkeit, abgeriffene Kürze, verdichtete Satzformen in seiner Sprache; aber Fehler gegen die Elemente der Grammatik darf er sich in Gedränge seiner Metren und Reime nicht erlauben. Mit der Rücksichtslosigkeit eines kampflustigen Reiteroffiziers jagt aber „Baron“ Liliencron (er läßt sich selbst in dem Gedichte „Auf dem Jungfernstieg“ so anrufen) über die Grammatik hinweg. In dem Gedichte „Unter den Linden“ sagt er z. B.:

Als den Rauch ich roch im Straßenlärm,
Versank ich plötzlich im bunten Geschwärm.

Wenn wir auch das „Geschwärm“ für „Schwärmen“ gelten lassen wollen, so sollte es doch grammatisch richtig lauten: „Versank ich in buntes Geschwärm.“ Er sagt ferner: „Meiner Schulter dicht lehnt dein hold Gesicht,“ anstatt: an meiner Schulter. Er sagt:

Sie lehnt den Rücken leicht hin an den Schreibtisch,
Hat zierlich Fuß dem andern Fuß gekreuzt.

Die Schilderung jenes stolzen Weibes mit der Hakennase schließt er:

Und doch war sie das Weib wie alle andern.

Dieser bestimmte Artikel anstatt des unbestimmten „ein Weib wie“ ist ein grauenvoller Sprachschneider; sein Anlaß ist bloß Originalitätsucht. Ein andermal heißt es:

Sehnsucht, Riesin meiner Träume,
Heute wandelst du zum Zwerg.

Damit ist nicht etwa gemeint, daß die Sehnsucht zu irgend einem Zwerge hinwandle, nein, sondern daß sie, die Riesin, sich zum Zwerg verwandle! Wie garstig ist folgender Anfang eines sonst gedankenvollen Gedichts:

Lieber Hans, verzeihe, daß ich heute dir erst
Antwort schicke deinem letzten langen Schreiben.

Oder:

Ich beuge den Menschen nicht meinen Nacken,
Und lasse sie nicht an den Krügen mir packen.

In dem Gedichte „Der stille Weg,“ das sonst poetisch schön ist, heißt es:

Die Hitze lag, ein schwerer, dumpfer Alp,
Auf Blatt und Zweig und Ast der hohen Knids,
Die sich zu grüner Mauer undurchdringlich
Bewachsen und wie Korb verflochten hatten.

Das soll heißen „zum Korb.“ Das Gedicht „In einer Winternacht“ beginnt:

Viel Tausende haben sich aufgemacht
In stürmischer, schneeeisiger Winternacht.

Um zu „stürmischer“ einen malerischen Laut zu gesellen, verwandelt er das richtige und übliche „schneeig“ in „schneeisch.“ In dem schönen Gedicht „Min Lev,“ worin der Dichter erzählt, wie er beim Brunnen-graben ein altes goldnes Ringlein gefunden habe, das ihn stimmungsvoll anregt, lauten vier Verse:

Ich hob einen Ring nur ans Tageslicht
Und nahm ihn eilig vor mein Gesicht,
Und säubert' ihn fein, befreit' ihn der Erden,
Ließ wieder des Himmels anblicklich ihn werden.

Doch genug mit dem Aufstöchern von Sprach- und Geschmacksünden; Liliencron hat noch verschiedene Abarten derselben, aber wir wollen sie ja nicht erschöpfen. Nur weil unsre neuesten Stürmer und Dränger, zu denen auch er zu zählen ist, glauben, mit vollgeblasenen Backen, mit wuchtig dreinschlagender Faust, mit dem Bekenntnis der elementarsten Triebe eine neue Poesie heraufbeschwören zu können, halten wir es für unsre Pflicht, einmal in Erinnerung zu bringen, daß selbst die Kunst, die keine klassische Schönheit anstrebt, sondern charakteristische Individualität, noch immer gewisse Gesetze berücksichtigen muß, wenn sie sich nicht von vornherein unerträglich machen will. Liliencron hat, um in seiner Sprache zu reden, wirklich Poesie im Leibe. Er ist ein phantasie-reicher Mensch, er hat in ungewöhnlichem Grade die Kraft anschaulicher Sprache, mit einem Schlage weiß er uns mitten in eine Situation zu versetzen, seine Naturschilderungen sind sehr häufig von wirklicher Schönheit, seine Motive wirklich originell, wie z. B. das psychologisch tief wahre Gedicht „Unüberwindlicher Widerwille,“ das den unerklärlichen instinktiven Haß behandelt, der zwei Menschen erfüllt, die sich zum erstenmale sehen, und fühlen, daß sie Feinde bleiben werden. Man sieht durch seine Gedichte in eine kräftige, tiefe Mannesseele hinein und wird gefesselt trotz der rauhen und holperigen Sprache, trotz der seltsamsten Geschmacklosigkeiten wie der, den Strom freier Rhythmen plötzlich mit der Prosa zu vertauschen, oder eine alltägliche Wendung aufzunehmen, wie in dem sonst so hübschen Gedicht „Das Gewitter,“ worin er erzählt, wie er sich mit einem hübschen Mädchen beim Ausbruch des Wetters in eine enge finstere Hütte geflüchtet hat:

Rasch hinein und nicht gefackelt,
Keine Angst, ich bin kein Scheuel,
Und ich bin kein Menschenfresser.
Das nur darf ich schnell verraten,
Schiller kannte diese Moosburg,
Als er das berühmte Wort sang:
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

In solche trivial profaische Wendungen verfällt Liliencron nicht selten. Nur eine sehr kleine Anzahl von Gedichten, wie „Rückblick,“ „Am Strande,“ „Glosse,“ „Cincinnatus,“ „Das Herz,“ „Die Rache der Rajaden,“ „An Heinrich von Rieder,“ „Festnacht und Frühgang,“ „An Phyllis,“ „Überraschung,“ „Seltsames Erwachen“ und vielleicht noch ein paar andre werden nicht durch profaische Ausfälle verdorben.



Das deutsche Volkstheater in Wien



Das Wort „Volk“ wird in unsern Tagen nur zu häufig mißbraucht. Da giebt es „Volkvertretungen“ und „Volkversammlungen,“ die nichts andres sind als Vertretungen gewisser Interessentkreise und Versammlungen von Ehrgeizigen, Schwindlern und Böbel; da blüht eine „volkstümliche“ Litteratur, die sich so nennen zu dürfen glaubt, weil sie niedrig, leicht und albern ist; da wird mit den Worten „Volkswohl“ und „Volkswünsche“ herumgeworfen, wo es sich doch um nichts andres handelt als um das Wohl und die Wünsche eigensüchtiger Streber. So ist es denn auch meist ein phrasenhafter Mißbrauch, wenn von dem modernen deutschen Theater als von einer Bildungsanstalt des Volkes gesprochen wird. In Wien wenigstens gewiß. Denn hier sind seit Jahren die Theater dem eigentlichen Volke entweder verschlossen, und an der Stelle, wo in andern deutschen Städten die gebildeten Stände sitzen, machen sich Börsenjobber breit, oder sie bieten solche Kost, daß sie unmöglich eine Bildungsanstalt genannt werden können. Nun soll dies anders werden. Was vor fünf Jahren Adam Müller in seiner Flugschrift „Wien war eine Theaterstadt“ als das einzige Mittel, den kläglichen Verfall des Theaterwesens in Wien zu hemmen, bezeichnet hat: ein Theater, das, aus dem Volke hervorgegangen, für das Volk bestimmt ist, ist nun wirklich ins Leben getreten, am 14. September ist es eröffnet worden.

Die Aufgabe dieses Theaters wird eine dreifache sein: es soll durch Auf- führung von Stücken, die von keiner andern Wiener Bühne dargestellt werden können, dem hiesigen Theaterwesen wieder einen höhern geistigen Gehalt ver- leihen, es soll die weiten Kreise des Mittelstandes dem Theater zurückerobern, und es soll durch seine niedrigen Preise eine wirtschaftliche Reform in unsern Bühnenzuständen anbahnen.

Das Kapital zu dem Bau ist durch einige hundert bürgerliche Familien aufgebracht worden, der Kaiser schenkte den Bauplatz im sogenannten Weghuber